

Der Schrei des Hirschen

Wider die neue Wachstumsfrömmigkeit / Von Reinhard Loske

Karl Marx war ein bibelfester Mann, weshalb er gern auf Metaphern aus der heiligen Schrift zurückgriff. Um die Geldgier des Bürgertums zu karikieren, verfremdet er im Kapital eine Passage aus dem Buch der Psalmen im Alten Testament: „Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreit seine Seele nach Geld, dem einzigen Reichtum.“ Reinhard Bütikofer hat dieses Bild jüngst zu neuem Leben erweckt: So wie der Hirsch nach frischem Wasser schreie, schreie unsere Gesellschaft heute nach Wirtschaftswachstum. Eine Lösung hat Bütikofer, immerhin Vorsitzender der grünen Partei, auch schon parat: Der bislang behauptete Widerspruch zwischen ökonomischer Expansion und ökologischen Grenzen müsse aufgehoben werden – durch grünes, durch nachhaltiges Wachstum. Es gehe nicht mehr vorrangig um die Grenzen des Wachstums, sondern um das Wachstum der Grenzen.

Es stellt sich aber die grundsätzliche Frage, ob Grüne und Ökologiebewegte in den Kreis der Wachstumsfreunde überwechseln können, ohne Schaden zu nehmen. Die grüne Wachstumskritik speiste sich seit Anfang der siebziger Jahre vor allem aus drei Quellen: der Überzeugung, dass es in einem begrenzten System wie der Erde kein unbegrenztes Wirtschaftswachstum geben kann; dem Werturteil, dass Konsum jenseits eines bestimmten Niveaus den Blick auf die wesentlichen Dinge des Lebens eher verstellt; der Einsicht, dass das Bruttosozialprodukt die Zufriedenheit der Menschen nur sehr unzureichend spiegelt. Sind diese Motive noch zeitgemäß?

Als Dennis Meadows mit seinem Team vom Massachusetts Institute for Technology 1972 das Werk „Die Grenzen des Wachstums“ veröffentlichte, hatte das weltweit ein politisches Erdbeben zur Folge. Obwohl überwiegend als Domsday-Prophezeiung wahrgenommen, enthielt der Bericht an den Club of Rome in Wahrheit zwei Botschaften. Die schlechte: Wenn das Wachstum der Weltbevölkerung, der Produktion und des Konsums weiter exponentiell verlaufe, stoße die Menschheit innerhalb weniger Jahrzehnte unweigerlich an Grenzen der Rohstoffverfügbarkeit und der Umweltbelastung. Die gute: Es gibt Alternativen zum Kollaps. Das Szenario, in dem eine nachhaltige Entwicklung angenommen wird, führt in eine bessere Welt. Wollte man das Programm von Meadows & Co in eine Formel fassen, so lautete diese am ehesten: Qualitativ wachsen, um quantitativ schrumpfen zu können.

Neue Wachstumsgrenzen

Wahr ist, dass die Verfügbarkeit einzelner Rohstoffe von Meadows zu

zwischen verschiedenen Ressourcen unterschätzt. Und vielleicht war es sein größter Fehler, die Grenzen des Wachstums so darzustellen, als lauere hinter ihnen ein dunkler Abgrund, statt einen schleichenden Erosionsprozess zu beschreiben. Aber im Kern treffen seine Prognosen immer noch zu: Die Industrieländer hängen nach wie vor am Öl. Sie heizen der Atmosphäre rabiater ein als je zuvor. Vor allem jedoch: Weil die Welt sich unser Zivilisationsmodell mehr denn je zum Vorbild nimmt, dessen Transformation in Richtung Nachhaltigkeit aber unterbleibt, globalisieren sich ressourcenintensive Produktions- und Konsummuster in rasender Geschwindigkeit. Angesichts dieser Entwicklungen von einem Wachstum der Grenzen zu sprechen, hat viel mit Sprachakrobatik, aber wenig mit realistischer Analyse zu tun.

Das Wissen um die physikalischen Grenzen des industriellen Entwicklungsmodells war ein wichtiger Impuls der wachstumskritischen Debatte, aber nicht der einzige. Kulturell einflussreicher dürfte die Konsumkritik gewesen sein. Sie einte in Deutschland wertkonservative Ökologen, linke Kapitalismuskritiker und Spontis, zuletzt sogar in einer Partei, der grünen Partei. Theorie und Praxis der Konsumkritik nahmen ihren Ausgang jedoch nicht in Deutschland, sondern in den Vereinigten Staaten. Ihr Zentrum waren die Universitäten Yale und Berkeley. Dort kämpften die Studenten gegen „Konsumterror“ und für „echte Werte statt Ersatzprodukte“. Und dort wirkte auch lange Zeit der Psychoanalytiker Erich Fromm, Autor jenes Buches, das wie kein zweites übermäßigen Konsum als Ersatzhandlung für entgangenes Leben beschrieb: „Haben oder Sein“.

Obwohl sich das Gütervolumen in den Industriestaaten seit Anfang der siebziger Jahre in etwa verdoppelt hat, wird die konsumkritische Debatte jener Zeit gern als Wohlstandsphänomen beschrieben. Es sei die Appetitlosigkeit der Satten gewesen, die da zum Ausdruck kam, ihr Überdruß am Überfluß. Deshalb herrscht heute auch bei vielen Realpolitikern der Grünen die Einschätzung vor, von Konsumkritik lasse man besser die Finger, weil sonst das Stigma „Verzichtsapostel“ drohe. Es kommt aber darauf an, wie man über Konsum spricht. Tödlich wäre die Attitüde des Oberlehrers, der Wasser predigt, selbst aber Rotwein trinkt. Ganz anders stellt es sich aber dar, wenn die Konsumdebatte nicht als Verzichtsdebatte geführt wird, sondern als Qualitätsdebatte. Ist es etwa nicht zutreffend, dass alles daran gesetzt wird, unsere Kinder durch ein Dauerbombardement mit Werbung zu kleinen Konsumäffchen zu machen? Dass Shopping zunehmend zum Surrogat für die Befriedigung sozialer Bedürfnisse geworden ist? Dass die Konsumorientierung mehr und mehr in Konflikt gerät mit Tugenden wie Konzentration, Kreativität und Leistungsbereitschaft?

Mehr Freak-Mentalität

Zugegeben, das klingt konservativ. Aber die Globalisierungskritiker von Attac thematisieren den Ressourcen hunger der Konsumentenklasse ebenso wie den Skandal der Armut. Internet-Initiativen wie „Buy-nothing-day.de“ repolitisieren den Konsum und nehmen der Warenwelt ihren falschen Schein. Und NGOs wie Foodwatch kämpfen für Transparenz in der Nahrungsmittelkette und für Konsumentenrechte. Allein aus diesen Gründen ist eine rundweg positive Bezugnahme auf das Bruttosozialprodukt und sein permanentes Wachstum für Grüne und Ökologiebewegte unmöglich. Ihre Aufgabe ist es viel eher, neue Wohlstandsmodelle zu propagieren und neue Formen der Wohlstandsmessung zu fördern, etwa den Human Development Index der Vereinten Nationen oder den Index of Sustainable Economic Welfare, den der ehemalige Weltbankökonom Herman Daly entwickelt hat.

In der aktuellen Debatte über die Zukunft des Landes kann die grüne Devise nur lauten: Qualitativ wachsen, um quantitativ schrumpfen zu können. Nicht die Wiederbelebung des deutschen Korporatismus mit seiner Vorliebe für die Großindustrie steht auf der Tagesordnung. Was heute gebraucht wird, ist mehr Freak-Mentalität – so wie wir sie vom MIT, aus Yale und Berkeley kannten und kennen. Das lässt sich gerade in der aktuellen Innovationsdebatte konkret durchbuchstabieren: Statt das Internet zur großen Konsummaschine zu degradieren, sollte sein grenzenloses Demokratiepote ntial entfaltet werden. Statt die Gentechnik einigen großen Konzernen zu überlassen, die das Genom privatisieren wollen, sollten mittelständische Strukturen und größtmögliche Transparenz gefördert werden, um den gesellschaftlichen Nutzen zu maximieren und die Risiken zu begrenzen. Statt unsere Bildungs- und Forschungseinrichtungen primär auf das Ziel zu trimmen, marktfähige Menschen und Produkte zu liefern, sollten wir ihnen mehr Zweckfreiheit gewähren.

Im Produktionssektor lauten die Stichworte Ressourceneffizienz, Dematerialisierung, Solar- und Kreislaufwirtschaft und nachhaltige Biotechnologie. Vor allem im tertiären Sektor aber tun sich neue Beschäftigungsmöglichkeiten auf. Zwar gibt es keinen Automatismus: Je höher der Dienstleistungsanteil einer Volkswirtschaft, desto besser ihre Umweltbilanz. Aber die immer wichtiger werdenden Sektoren Gesundheit, Bildung, Forschung und Kommunikation sind im Regelfall weniger materialintensiv als die Industriebranche und bieten deshalb ein enormes Umweltentlastungspotential. Für eine solche Strategie braucht es keine Wachstumsrhetorik. Hier heißt die Devise nicht „immer mehr“, sondern „immer besser“. Denn so wie der Hirsch lechzt nach frischem Wasser, so schreit der Mensch nach Sinn und gutem Leben.

Der Autor ist stellvertretender Fraktionsvorsitzender der Grünen im Bundestag und lehrt Politische Wissenschaften am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität Berlin.